



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2010

Zerfall von Schweizer Tugenden

Kohler, Georg

Abstract: In der Schweiz verstärkt sich die politische Polarisierung. Gleichzeitig tobt ein Kampf ums Selbstverständnis des Landes. Dabei operiert die nationalkonservative Seite erfolgreich mit dem Mittel der Abgrenzung. Die eigentlich urschweizerische Suche nach dem Kompromiss wird zurückgedrängt. Gefragt ist nicht mehr die Lösung, sondern die Dramatisierung von Konflikten, schreibt Georg Kohler.

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-42623>
Newspaper Article
Accepted Version

Originally published at:

Kohler, Georg. Zerfall von Schweizer Tugenden. In: NZZ am Sonntag, 5 December 2010, 28.

Die „Arena“ als Symptom

Über den Zerfall von Schweizer Tugenden

Georg Kohler

Die „Arena“ (die Anführungszeichen deuten es an: es geht um die TV-Sendung dieses Namens), die „Arena“ war schon immer ein Symptom. Am Quotenerfolg wie an der zunehmenden Ablehnung dieser Schaukämpfe bei jenen, die politische Diskussionen nicht mit Schlagwortduellen gleichsetzen, lässt sich ablesen, wie sich die politische Kultur des Landes in den letzten zwanzigen Jahren verändert hat: von der Sorge um Kohärenz zur Polarisierung; vom Sinn fürs Sowohl-als-auch zur Lust am Entweder/Oder; von der Behäbigkeit zur Aufregung. Und leider: von der Gewissheit, dass die Schweiz das Land der vielfach abgestützten Kompromisse ist, zum grösser werdenden Verdacht, eben diese soziopolitische Disposition sei bald verloren.

Selbstverständlich zurückzugreifen auf die Konsensressourcen eines von der breiten Mehrheit geteilten Gesellschaftsvertrages ist heute jedenfalls nicht mehr möglich.

*

Man scheint sich – ohne es ausdrücklich sagen zu wollen – im Prinzipiellen uneins geworden zu sein. Und es ist kein Trost, dass längst nicht immer trennscharfe Frontlinien zwischen den Lagern zu finden sind, sondern meist der sumpfige Gegensatz zwischen den Entschlossenen und der Mehrheit der mulmig Indifferenten, die vom Staat und seiner Macht nicht mehr erwarten als von einer einigermaßen gut funktionierenden Securitasfirma mit angeschlossenem Altersheim. Allerdings: Die Probleme, deren Aufdringlichkeiten, die alten Basisüberzeugungen gesprengt haben, sind ohne Arbeit an einem neuen Gesellschaftsvertrag nicht zu lösen. Diese Probleme sind nicht schwer zu benennen. Sie zentrieren sich um die Frage, wie ein Land dessen Lebensform stets darin bestanden hat, in grösstmöglicher Weise neutral zu bleiben, mit der Tatsache einer mehr und mehr supranational regulierten Welt fertig werden kann. Von der Auslegung des Völkerrechts, den Entscheiden des europäischen Menschenrechtsgerichtshofes über die Abmachungen globaler Institutionen wie des IWF oder der OECD bis zur EU: immer wieder macht die Schweiz die frustrierende Erfahrung, nicht mehr im Schutz ihrer Neutralität diskret und unauffällig ihre Vorteile verfolgen zu können.

Scharf beobachtet von den Mitspielern im *Great Game* der Globalisierung ist sie auf Verbündete und Clubmitgliedschaften angewiesen, wenn sie ihre Interessen wahren will.

Kluge Politik, die dazu in der Lage ist, fordert Flexibilität, Anpassung an fremde, nicht autonom gesetzte Normen, ein Gefühl für die Stimmungslagen in der postnationalen Konstellation, sowie die Handlungsfähigkeit von Funktionseliten, die die Logik der Macht unter den Bedingungen einer multipolar gewordenen Welt beherrschen.

Doch all dies widerspricht elementaren Beständen des Selbstgefühls der Schweizer und der Schweiz. Wenn man will: dem kollektiven Unbewussten des Landes, das tiefe geschichtliche Wurzeln hat. Und für dieses Unbewusste ist es schwer zu begreifen, dass es heute kaum mehr um Krieg im wahren Wortsinn gehen kann, sondern um Verhandlungen, um zivile Geschäfte also, wo die internationale Position der neutralen Schweiz von den Kalkülen des Tausches bestimmt wird.

*

Weil der Schweiz eine klare kulturelle Klammer fehlt, ist die viersprachige Nation lange Zeit eine fragile Einheit gewesen. Die Teile des Landes, heterogen wie sie sind, waren primär verbunden durch den Willen *nicht* zur kulturell je naheliegenden grösseren Nachbarschaft zu gehören; die Deutschschweiz nicht zu Deutschland, die Romandie nicht zu Frankreich usw. Unter diesem Gesichtspunkt erscheinen daher auch Begriffe wie „Neutralität“, „Unabhängigkeit“ – die Vorstellung, „souverän“ die eigenen (von den fremden streng abgrenzbaren) Angelegenheiten regeln zu können –, kurz: all die Vokabeln, aus deren Anfangsbuchstaben die AUNS ihren Namen gemacht hat, als eng verknüpft mit dem eidgenössischen Gemeinschaftsmotiv, mit dieser, auf paradoxe Weise die schweizerische Wir-Einheit prägenden Bestrebung, „anders“ zu sein. Und so wird der Wille zur Abgrenzung, auch allzu rasch zum Willen, das hiesige System der direkten Demokratie von all seinen möglichen Schwächen frei zu sprechen.

Eine Formation der kollektiven Identität ist politisch unmittelbar wirksam, wenn sie teil individueller Selbstvorstellungen und Verhaltensweisen wird; in unserem Fall etwa zur militanten Behauptung der Unterscheidungen von „Wir“ und „Ihr“ und damit zur raschen Abwehr alles Unvertrauten und zum heftigen Misstrauen gegenüber der Erfahrung des Fremden: „Ich als Schweizer/Schweizerin – wie alle rechten Schweizer/Schweizerinnen – bin mein eigener Herr und meine eigene Meisterin. Und wehe dem, der meinen Eigen-Sinn unterschätzt! Er (oder es) muss ausgeschlossen werden!“

Durchs „Nein!“ wird man zum kompromisslosen „Eidgenossen“, der getreu dem alten Schweizergeist Abstinenz jenseits der eigenen Äcker verlangt, jedoch uneingeschränkte Selbstherrlichkeit innerhalb des „Heimet“ verspricht. Und nach der gleichen Logik erscheint als schlecht und unschweizerisch, ergo: zu meiden und zu vertreiben, was irgendwie nach „Reich“ und „Postnationalität“ riecht oder wie der balkanesisch wirkende „Ivan S.“ aussieht. Dieser sozialpsychologische Mechanismus der Selbststärkung durch Separation kann mindestens bei jenen nationalkonservativen Bevölkerungsteilen aktiviert werden, die je nach Abstimmung für die 30 bis 50 Prozent des direktdemokratischen Souveräns sorgen.

*

Ich habe gesagt, seit etwa zwanzig Jahren verstärke sich die Tendenz zur politischen Polarisierung und zum Verlust der grundlegenden Kohärenz in unserem Land. Unter dem Druck einer grossgeschichtlichen Lage, die vom Zusammenbruch jener Voraussetzungen geprägt ist, die die tragfähigen Fundamente des „Paradigmas Schweiz“ bis zum Ende des Kalten Krieges geliefert haben, verstärken sich tiefreichende Spaltungen in der schweizerischen Gesellschaft. Zweitens versuchte ich anzudeuten, dass diese Spaltungen nicht als normale Konflikte um die Verteilung von Gütern zu Beschreiben sind, sondern sich in einen eigentlichen Kampf um das Selbstverständnis der Schweiz und der Schweizer verwandelt haben. Drittens sollte klar geworden sein, dass in diesem Konflikt die eine, nämlich die nationalkonservative Seite zunächst die besseren Karten hat: Weil sie auf identitätsbildende Mythen und historische Bestände zurückgreifen kann, die sich lange bewährt haben; und weil sie bei der tagespolitischen Mobilisierung sozial- und individualpsychologischer Bereitschaften mit Strategien operiert, die in Zeiten der Unsicherheit und der rasanten Veränderung effektiv sind – mit der Auslösung von Mechanismen der Wir/Ihr-Separation und der Selbstbestätigung durch die Fiktion des unberührbar Eigenen.

Die Idee des unberührbar Eigenen ist freilich Illusion, weil sie von der Annahme ausgeht, eine – und insbesondere die schweizerische – Gesellschaft der Jetztzeit könne sich von den Mächten abkoppeln, die uns alle zu Betroffenen der Vorgänge machen, die, wenn überhaupt, nur noch durch transnationale Kooperation (ergo: durch Einschränkung aller AUNS-Ideale) zu steuern sind. Die Vorgänge der Immigration, der Migration, der Multikulturalisierung, aber auch der Einwanderung von Leuten, die um „unsere“ sozialen Spitzenpositionen konkurrieren, liefern in dieser Hinsicht nur die derzeit aktuellsten Probleme. Die

Schwierigkeiten, die sie unzweifelhaft erzeugen, sind aber der Preis jener Vorteile, durch die unsere Gegenwartsmoderne sich ebenfalls charakterisieren lässt.

Womit ich bei der wahrhaft fatalen Wirkung der heutigen Polarisierungsdrift angekommen bin – bei der systematischen Schwächung, ja Zerstörung jener Potentiale des Landes, die sich um die Lösung, nicht um die Dramatisierung der Auseinandersetzung bemühen.

*

Dafür ist die Abstimmung vom letzten Sonntag ein instruktives Beispiel. Wer einigermaßen ruhig nachdenkt, muss zugeben, dass der so genannte „Gegenvorschlag“ zur so genannten „Ausschaffungsinitiative“ sowohl den nicht unbegreiflichen Wünschen nach Ruhe und Ordnung entspricht als auch den Pflichten gegenüber der internationalen Rechtsgemeinschaft. Doch statt sich aus prinzipiellen wie aus pragmatischen Gründen auf diese mittlere Position zu einigen, beharrten die einen, die Rechten, wie die anderen, die Linken, auf dem, was einen lösbaren Mehr-oder-Weniger-Streit in einen radikalen Entweder/Oder-Konflikt transformierte. Mit der absurden Konsequenz, dass alle grösseren Städte (in der Regel 30 Prozent Ausländeranteil und mehr) klar gegen die Initiative votierten, auf dem Land hingegen (wo es vermutlich nicht von „Ivan S.“ wimmelt) gab es eine Zustimmung bis zu 80 Prozent. Gewiss kann man sich beruhigen; am Ende, so wird man sagen, muss der Gesetzestext, den das Parlament beschliessen hat, doch einigermaßen ziemlich dem Gegenvorschlag gleichen. Und überhaupt ging es wieder einmal bloss um eine eher symbolische Angelegenheit... Solchen Reden mag ich nicht mehr trauen. Denn vielleicht sollte man sie selbst für den Ausdruck der vorhandenen Pathologie und nicht mehr für deren freundliche Medizin halten. Sie beschönigen, was eine ernsthafte Gefahr für die Gesundheit der politischen Kultur unseres Landes ist.

Der Sinn für die Balancen, die beständige Bemühung um akzeptable Kompromisse, die Suche nach Ausgleich zwischen dem aussenpolitisch Notwendigen und dem eidgenössisch Verträglichen, das Interesse am Gemeinwohl, das ist es doch, was lange Zeit als das „gut Schweizerische“ gegolten hat. Wer diese Einstellungen beschädigt, falsch und überflüssig findet – ganz gleich, ob er von rechts oder von links kommt –, der tut dem Land keinen Dienst. Und eben darum (um den Anfang des Artikels zu erinnern) könnte es ein erfreuliches Zeichen sein, wenn nun versucht wird, die „Arena“ zu reformieren.

Zürich, 4.12.2010

